

Osttiroler Heimatblätter

Halbmonatliche heimatkundliche Beilage der „Wiener Nachrichten“.

Nummer 2.

Wien, Samstag den 3. Mai 1924.

1. Jahrgang.

Inhaltsangabe.

Geschichte von Osttirol im Grundriß. Von Univ.-Professor Otto Stolz, Innsbruck (Fortsetzung).
Der goldene Pfad bei Wien. Sage aus Osttirol von Fanny Rinder (Schluß).
Eine Wiener Gießergeschichte.
Das Helenenkirchl.
Heimatblätter.

Geschichte von Osttirol im Grundriß.

1) Von Prof. Otto Stolz.

Um 500 v. Chr. erscheint in den Ostalpen ein neues Volkselement, nämlich die Kelten, die mit einzelnen Scharen eine im Sinne des allgemeinen Völkerzuges rückläufige Bewegung von Westeuropa her ausführten. Die Illyrier wurden von diesen Kelten wohl nicht ausgerottet, sondern es trat eine allmähliche Verschmelzung beider ein. Damit nähern wir uns den historisch etwas genauer fassbaren Zeiten.

2. Die Zeit der Römerherrschaft.

Die Römer kannten im 2. Jahrhundert vor Christus im Nordosten von Italien eine gewisse keltische Bevölkerung, „Taurisci“ mit Namen, der in den heutigen „Tauern“ noch fortlebt. Es bildete sich hier das Königreich Norikum, das längere Zeit mit Rom im Freundschaftsverhältnis stand, dann tributpflichtig und unter Kaiser Augustus schließlich zu einer Provinz des römischen Reiches gemacht wurde. Der Reichtum Norikums an Eisen und Gold hatte zuerst das Interesse der Römer an diesem Lande erweckt, dann kam das Streben dazu, die Alpen bis zur Donau zum Schutze des Mittelmeergebietes dem Reiche einzuverleiben. Das ging natürlich nicht ohne harte Kämpfe ab; die alten Schriftsteller berichten, daß schon damals die Natur der Alpen deren Bevölkerung im Kampfe um die Freiheit unterstützte, aber schließlich unterlag diese doch der Uebermacht des Eroberers. Die römische Provinz Norikum reichte wahrscheinlich im Westen bis nahe zur Drauquelle, wo die Provinz Rätien beginnt. Die alte Grenze des Bistums Brixen, die am Krifpanbache bei Urvas lag, dürfte sich von dieser römischen Provinzialgrenze herleiten. Die Einteilung der Provinzen erfolgte ursprünglich nach Gauen (pagi), meist den Gebieten der unterworfenen Stämme, ein solcher Stamm waren die Ambri-draven am Oberlauf der Drau. Als aber das Gebiet von Italien aus kolonisiert und Städte mit eigenem Stadtrecht, sogenannte Munizipien, hier errichtet wurden, ward die Provinz nach Munizipalverordnungen gegliedert.

Eine solche Stadt war Aguntum, deren Lage früher nicht ganz sicher war, heute aber durch die Bodenfunde und die Inschriften der Meilensteine unüberleglich auf den Schuttkegel zu beiden Seiten des Debantbaches, das sonnige Gelände zwischen Nußdorf und Dölsach, bestimmt wird. Schon die Ausdehnung der Fundstätte gibt uns einen Begriff von der Größe der Stadt. Aber auch römische Schriftsteller erwähnen Agunt als eine der wichtigsten Städte Norikums, von Kaiser Claudius (41—54 n. Chr.) hatte sie bereits Stadtrecht und Munizipalverfassung erhalten. Die Stadt verdankte ihr Aufblühen ihrer günstigen Verkehrslage. Von hier führten die Wege zu den Bergwerken in den inneren Tauerntälern, ging andererseits die große Reichsstraße durch, die von Aqu-

leia in Ostitalien über die Friauler Pässe ins Drautal und diesem entlang an die Brennerstraße und weiter nach Augsburg, der Hauptstadt Rätiens, leitete. Händler und Gewerblente aus Italien strömten hier zu, und nachdem sie sich dauernd niedergelassen, richteten sie ihr Augenmerk auch auf die Gewinnung der von ihrer Heimat gewohnten Bodenerträge, soweit die kältere Lage dies zuließ. Diese Ansiedler (Kolonisten), mehr aber noch die römische Staatsverwaltung und ihre Truppenlager sorgten für die Verbreitung der römischen Sprache unter der alten Bevölkerung. Der technische Fortschritt, den die Römer auf allen Gebieten ins Land brachten, lieferte ihnen schließlich auch die Seele der Unterworfenen aus, aus den Kelto-Illyriern entstand, gerade hier wohl mit erheblicher Beimengung italienischen Blutes, das norisch-provinziale Romanentum. Die Ausgrabungen in Agunt und Umgebung zeigen uns vor allem, daß hier die römische Baukunst mit allen ihren Fertigkeiten, wie Ziegelbereitung, Gewölbe- und Quaderbau, Steinmetz- und Mosaikarbeit, Wandbemalung, ferner auch Erzgießerei und Töpferei heimisch wurde. Die gefundenen Inschriften überzeugen uns von der Herrschaft der römischen (lateinischen) Sprache. Auch der römische Götterkultus ließ hier unter anderem ein hervorragendes Werk, den Altarstein der Dioskuren vom Schlosse Brud, jetzt im Ferdinandeum in Innsbruck, zur Bewunderung der Nachwelt zurück. Und als im Römerreiche nach langem Ringen die christliche Religion obsegte, da folgte auch Aguntum dem Umschwung, die Ueberbleibsel einer altchristlichen Basilika (Kirche) wurden hier aufgedeckt. Die Stadt war mit einer ungewöhnlich (2,4 Meter) starken Mauer umgeben, wahrscheinlich hatte dies erst die Unsicherheit der Zeit seit dem 4. Jahrhundert n. Chr. veranlaßt. 1)

Ein römisches Kurzbuch (Itinerarium), das sich in Abschrift erhalten hat, nennt an der Reichsstraße als nächste Orte östlich Agunt Loncium, westlich Vittanum und Sebatum. Loncium hat man früher, als die Lage Agunts noch nicht feststand, wegen des Gleichklangs des Namens auf die Stelle von Wien bezogen, gemäß der im Kurzbuch angegebenen Entfernung kann es in Wahrheit nur im Gailtal am Fuße des Wöckenspases, in der Nähe des heutigen Mautern, gesucht werden; Vittanum in der Gegend von Innichen, Sebatum von St. Lorenzen im Pustertal.

Jedenfalls hat die römische Kultur recht ausgiebig auch vom Gebiet der obersten Drau Besitz ergriffen. In der Hauptstadt Agunt hat sich das römische Leben wohl kaum sehr verschieden von einer kleineren Stadt in Italien eingerichtet und ebenso in den anderen Stationen der Reichsstraße. Aber auch die Bewohner der inneren Talgründe haben sicher die römische Sprache angenommen, wie die allenthalben vorhandenen lateinischen Wurzeln in manchen Ortsnamen beweisen²⁾. Und mit der Sprache werden auch diese Bergbewohner nicht wenige für sie passende Wirtschafts- und Lebensgewohnheiten von den Römern übernommen haben. Auch für unser Gebiet erhebt sich die Frage, die in der Geschichtswissenschaft so oft erörtert wurde und wird: Haben

1) Ueber das römische Agunt unterrichten uns zwei ausführliche Werke: A. B. Meyer und A. Unterspöcher, die Römerstadt Agunt, Berlin 1908; gibt eine besonders sorgfältige Darstellung aller bis damals gemachten Funde. J. W. Loner, Agunt, Wien, 1912, erzählt in mehr vollständiger Form besonders über die Ausgrabungen des Verfassers und die Geschichte Agunts im Wechsel der Zeiten. A. Egger berichtet im 17. Band der Jahresschäfte des österr. archäolog. Instituts (1914), Beiblatt S. 8 ff. über seine weiteren Grabungen in Agunt, besonders die Basilika.

2) Darüber unterrichten uns besonders die Forschungen von A. Unterspöcher, die im nächsten Abschnitt zu erwähnen sein werden.

die Völker, die nach der Römerzeit hierher gekommen sind, Germanen und Slaven, unmittelbar an die hier vorhandenen Werke und Einrichtungen der römischen Kultur angeknüpft oder haben sie dieselben eigenwillig auf die Seite geschoben, um nur ihre eigenen überlieferten Gewohnheiten zu pflegen. Die Stadt Ugunt ist im letzten Auftritte der Völkerbewegung um das Jahr 610 gewaltsam zerstört worden, das wissen wir aus der Erzählung des Paulus Draconus und das beweist uns auch der Zustand der ausgegrabenen Bautrümmer, sie sind vielfach rauchgeschwärzt und von Feuershitz zerwürst. In Flammen also ist Ugunt aufgegangen, und damit ist städtisches Leben, Handel und Gewerbe als wirtschaftlicher Selbstzweck, im Gebiete der obersten Drau vor lange erloschen; wie in der Zeit vor dem Kommen der Römer ward das Land wieder nur bäuerlich genutzt, und auch hierin hatte die Weidewirtschaft vor dem Feldbau sicher lange die Oberhand. Aber die romanisierte Bauernbevölkerung ist zum Teil geblieben und sie hat den neuen Anknüpfungen mit so manchen Orts- und Flurnamen sicherlich auch Einiges von ihren Wirtschaftsmitteln mitgeteilt und in diesem beschränkten Sinne können wir auch auf Osttiroler Boden von einer direkten Fortpflanzung römischer Kultur sprechen.

Schon im 16. Jahrhundert und dann später immer wieder, als Ueberreste des zerstörten Ugunt durch Ausschweemmungen oder wirtschaftliche Grabungen im Boden zum Vorschein kamen, haben sie die Teilnahme der damaligen Bevölkerung erregt. In Chroniken und Akten aus Trient finden sich darüber Berichte. Man konnte sich manches nicht erklären, die niedrigen Unterwölbungen der römischen Hausböden hielt man für eine „Zweigellstadt“ und man bemühte sich vergeblich, „die unerkennliche Schrift auf den Grabsteinen der Heidenstadt“ zu entziffern. Aber wir wollen es als einen Ruhmesitel der alten Trienter und anderer Tiroler verzeichnen, daß sie ganz aus sich heraus zu einer Zeit, als die Archäologie als Wissenschaft noch ganz in den Anfängen steckte, Interesse für diese Dinge aufbrachten.

(Fortsetzung folgt.)

Der goldene Pflug bei Trient.

Sage aus Osttirol von F. Rinder.

— Mit dem Alter des Grafentitels steht es spärlich aus — sein Großvater, der reichste Bauer im Komitate — hat noch selbst den Pflug geführt — sein Sohn, der Vater unseres Herrn, hatte sich im Kriege so ausgezeichnet, daß ihn der König eigenhändig mit einem Schweißen belohnt und kurz vor seinem Tode geabelt hat — im Wappenbilde ist ja der Pflug mit anderen Ackergeräten ersichtlich — hast du denn nie soviel Licht gegeben? Weiter dann, als man zu großen Ehren und Ansehen kam, ließ man ein Pflüglein von purem Golde mit Edelstein verziert anfertigen — und dieses Familienstück bringt er heute hierher in Gewahrsam. „Im,“ machte der Zuhörer, „was diese Leute für einen Uebermut treiben, was kann etwa solch ein Ackerzeug kosten? Am Geschicksten ist's, daß wenn wir seh'n, daß er uns etwa hundertstücker zahlen will, wir stehlen ihm das Gerätklein — ha, ha! dann sind wir auch Herren! — verfolgen kann er uns nicht, dann hat er die Leute in der Gegend auf dem Hals — denn wir werden unsere Mäuler nicht halten — wieviel Gold er droben in seinem Haus — und weiter drinnen in an Steinhausen versteckt hat; er hebt die größten Steinplatten mit einer Leichtigkeit, als wären es Schachteldeckel.“ „Kannst Recht haben! Aber wenn er den Pflug auch dort versteckt — wie werden wir dann jenen Schatz beheben können, wir zwei Knaben gegen solche Riesenkraft?“ „O, dafür wird schon Hilfe genommen werden — Gold ist Macht!“ „Da hörch, er gibt das Signal.“

„Du, Sepp, heute haben wir unsere Loser nicht umsonst aufgespreizt“, flüsterte Jenz, „wartet ihr schüchtern Kerle, hinter dem „Budel“ (Rücken) eures Herrn macht ihr so saubere Pläne gegen ihn — wartet, das Handwerk werden wir euch legen! Nun kam er herangeritten — eine herrlich prächtige Gestalt; hoch zu Ross, als sei er mit demselben ver-

wachsen. Stahlhelm und Kappe glänzte im hellen Mondeschein; dicht hinter der reichen Mähne des edlen Tieres schimmerte es wie eitel Gold — das kostbare Kleinod, der goldene Pflug. „Wir haben große Angst um Euch gehabt, Herr Graf,“ redete einer der Diener, ihn an, sitzen wir ja über eine Stunde schon da, ohne Euer Signal zu hören.“ „Das hättet ihr euch ersparen können. Wer in aller Welt würde sich an den wilden Grafen wagen?“ Er lachte übermütig auf. „Vorwärts ihr Männer, folgt mir nach; die Tiere bedürfen des Frases und der Ruhe.“ Während gehorchten die Beiden. „Hörst du's?“ Die Pferde sind ihm mehr wert als wir; daß wir einer Labung bedürfen, scheint er gar nicht zu denken — der Geizhals; wart du! Wir werden bald die Rollen wechseln! Heute werden wir den Schlaftrunkwein nicht anrühren.“ Verdrossen und schwerfällig trotteten sie den Tieren nach. „Auf! Mäcken wir uns auf die Beine, Sepp; wir wollen heute auf die Bauer gehen; sie sprachen, wie ich mir's erkläre, von der kleinen Felswand droben, die mit großen Steinblöcken umgeben ist — da muß das Versteck sein!“ Sie eilten auf einem Umwege der Stelle zu und verbargen sich zwischen großen Steinen.

Den sonst so mutigen Burschen wurde es doch etwas bange, als sie die riesige Gestalt des Grafen in heller Mondbeleuchtung schon von ferne daherkommen sahen — sie duckten sich tief in ihr Versteck zurück. „Wenn wir gerade an der Stelle wären, wo er seinen Schatz versenken will?“ flüsterte einer — doch nein! Er blieb in entgegengesetzter Richtung, somit günstig für den Späher. Der Riese nahm aus einem Loch eine dünne Stange und hob mit Geschwindigkeit eine Felsplatte auf, wie man eine Falltür öffnet, wälzte einen Stein vor und schlüpfte mit einem Köstchen in gebückter Stellung in den ehernen Eingang. Er blieb lange aus; den Männern klopte es gewaltig unter ihren Bodentoppfen in der Gegend wo das Herz lag — vor Furcht? Nein! Ein stärkerer Dämon bekam Einfluß auf ihre sonst ehelichen Gemüter — die Begier nach Geld und Reichtum!

„Postausend! Was ist denn heute unten im Tale los? Schau, welche Helle!“ — „Und Rauch“ bestätigte Jenz, seine Schritte beschleunigend. „Ach Gott! wo mag's brennen?“ Nicht mehr lange sollten sie in Ungewißheit sein, vor ihren Augen in geringer Entfernung brannte lichterloh das hölzerne Haus des wilden Grafen.

„Was sagst du jetzt?“ Wir wollten den zwei Gallunken jetzt das Handwerk legen — nun sind sie uns dennoch zu pfiffig geworden.“ „Wieso?“ frug Jenz zurück. „Daß die zwei ihren Schlaftrunkwein stehen gelassen und die Abwesenheit ihres Herrn benützend, mit dessen Schätzen auf und davon sind.“ „Du hast Recht! Der Kasten, aus dem er die kleine Münze nahm, die er mit damals beim Gackziehen schenkte — war hölzern, den zu erbrechen, wird ihnen eine kleine Mühe gemacht haben“ erwiderte Jenz, „wo er nur sein mag?“ Im Momente hörten sie ein fürchterliches Brüllen. „Die wilden Büffel!“ rief Jenz, eiligen Schrittes vorwärts trachtend, „oder des Wilden Totenlieb“, schrie Sepp, heiliger Gott, welch ein Ende!“

Jedermann schloß sich der Meinung der zwei Burschen an, — daß die Diener das Haus in Brand gesteckt und mit dem Gelde des Grafen das Weite gesucht, dieser vom Geizteufel gepackt, sich um etwas zu retten, in die Flammen gestürzt und so jämmerlich zu Grunde gegangen sei.

Weiter erzählte mir das alte Mütterchen, daß man viele Jahre nach den Schätzen des Ungar-Grafen geforscht habe, ob mit Erfolg, das weiß sie nicht anzugeben. Die „Felswand“ heißt heute der Fels, wo der „goldene Pflug“ unter Steinkloffen begraben liegt — auf einem derselben steht als untrügliches Zeichen eingemeißelt, daß der Adel in hiesiger Gegend (vielleicht zu Folge dieser Sage) sich ebenfalls mit Nachforschungen eifrig beschäftigte. Es heißt:

D.

M. D. XXX. III. Andreum de Graben.



Eine Lienzer Geistergeschichte.

Es war Donnerstag, der 15. August 1744; auf der Altane des sogenannten Klosterle-Beichthauses an der Pfarrkirche zu Lienz finden wir einen Mönch in der malerischen Tracht des Dominikanerordens. Vormittags hatte er, der Einladung der Söhne des Karmel folgend, im Kloster die Festpredigt über das vierzehnte Rosenkranzgeheimnis gehalten, nachmittags war die Rosenkranzbruderschaft von der Pfarrkirche zum heiligen Andreas in Prozession ins Klosterle gekommen und mit „Pauken- und Trompetenschall“ empfangen worden; dazu ließen die frommen Klosterfrauen auch ihre Geigen hören und sangen „viel süß“ das Salve Regina und die Litanei Unserer lieben Frau.

Nun war es Abend geworden. Die sanften Wellen der Isel murmelten leise ihr Nachtgebet, ein wohliges Lüftchen löste im nahen Gärtchen die Düste von Lavendel und Reseda und säuselte sie dem guten Pater Spiridion zu. Dieser versetzte sich so mit Beiläufigkeit in den Grabesgarten zu Jerusalem und wiederholte zehnmal gar andächtig das Ave Maria mit dem Zufuge: Der von den Toten auferstanden ist. Unterdessen erwachte hoch oben, wo Welken an Welken die Bahnen wandeln, die Gottes Finger gezeichnet, Stern um Stern und blickte freundlich hernieder aus dem Lande des Friedens. Ueber dem Schönbichle flunkerte und glitzerte wie eine Zauberkerze am Weihnachtsbaum der Abendstern, während der gute Mond so hehr und still in weitem Bogen um den Spitzfessel schwebte, als fürchte er den schlaffen Gesellen.

Der weiße Mönch auf der Altane hebt Herz und Auge höher hinauf und während die mit Perlmutter eingelegeten großen Korallen seines Rosenkranzes langsam durch die Finger gleiten, flüstert er: Der in den Himmel aufgefahren. Da — was soll es bedeuten? — überfiel ihn plötzlich ein unerklärliches Angstgefühl, es ist dem guten Pater, als ob eine unheimliche Macht ihn vertreiben wollte. „So hab dann auch ich die Flucht in mein Zimmer genommen und allorten den heiligen Psalter gar absolviret“, erzählt er selbst. Nachdem Pater Spiridion die roten Fensterväden mit dem weißen Streifen geschlossen und vor dem alten Madonnenbilde beim Scheine der kleinen Oellampe das Nachtgebet verrichtet, auch sich mit geweihtem Wasser besprenget hatte, legte er sich auf den Strohsack, konnte aber nicht einschlafen.

Um 12 Uhr hörte er vom nahen Türmchen die paar Glockenschläge, welche die Nonnen zur nächtlichen Mette riefen, wie es Jahrhunderte hindurch der Brauch war im Lienzer Klosterle, bis Kaiser Josef II. in zarter Aufmerksamkeit für die Gesundheit der Ordensleute dies verbot. Die damaligen Stadtbewohner hatten noch starke Nerven und ließen sich durch dies mitternächtliche Läuten nicht in der Ruhe stören; sie hielten es nur für eine Mahnung, sich auf andere Ohr zu legen, was sie der Verdauung förderlich fanden.

Um halb 1 Uhr gab ein länger ausgehntes Läuten das Zeichen zum Beginne des Chorgebetes. Beim Schall dieses zweiten Zeichens hörte der hochwürdige Pater ein zweimaliges Klopfen an der Türe der Altane. Pater Spiridion gab keinen Laut von sich, doch ohne Erlaubnis betrat eine Gestalt sein Zimmer, nahe zuerst dem Bette und zog unten an der Decke, als wollte sie ihn wecken, setzte sich dann an den Tisch und schien dort zu schreiben und ging dann im Zimmer auf und ab bis zum Ave-Läuten. „Habe aus dem weiß und schwarzen Aufzug erkannt, ein Dominikaner-Habit zu sein; in was Aengsten und Schweiß ich diese Nacht gelitten, kann ich nicht beschreiben“, berichtet der fromme Mönch und erzählt weiter:

„Die andere Nacht ist es wiederum bei Übung des zweiten Zeichens zur Metten in das Zimmer kommen, kniete vor dem Tisch nieder und verbleibt eine gute Zeit also knien — hab es wohl betrachtet und erkannt, daß es eine Klosterfrau sei. Hab diese Nacht nicht gar groß Furcht gehabt, doch die ganze Nacht nicht schlafen können, bis Ave-Läuten, darauf ich nur ein wenig ganz schwer gedohmet.“

Der gute Pater Spiridion teilte am nächsten Morgen dem hochw. Pater Praed. generalis Franziskus Falser, Beichtvater der Klosterfrauen, die Erfahrungen der beiden Nächte

mit und dieser riet ihm, die Erscheinung anzusprechen, wenn sie nochmal sich zeigte.

Mit Schauder begab sich Pater Spiridion abends zur Ruhe, doch lagte sich diese Angst, sobald er im Bette war, aber schlafen konnte er nicht. Richtig kam der unheimliche Besuch wieder zur nämlichen Zeit, kniete neben sein Bett hin und verneigte sich tief. Der Pater nahm sich ein Herz und fragte, ob ihr etwas abgehe und was ihr Begehren, erhielt jedoch keine Antwort, sondern sie stand stillschweigend auf und setzte sich auf den dem Bette gegenüberstehenden Stuhl aus hartem Holz, in dessen Lehne die Embleme des Ordens eingeleget waren, und schaute ihn fest an. Nun erkannte Spiridion in der Erscheinung die vor fünf Monaten, nämlich am 2. März 1744, verstorbene ehew. Chorfrau Klaudia Ruedl. Er war Zeuge gewesen, wie man ihre stierbliche Hülle im Kreuzgang beigelegt hatte. Auf einem Brett ward die Leiche in das Grab versenkt, darüber kam Kalk und dann ein Brett mit vier Stangen wie eine Art Bank, worauf das Grab mit einem Steine geschlossen wurde. Pater Spiridion fürchtete sich nun nicht mehr, aber mit dem Schlafe war es auch diese Nacht vorbei.

Folgen wir weiter dem Berichte des Dominikaners: „Die vierte Nacht ist sie etwas früher kommen, um 12 Uhr bei Übung des ersten Zeichens zur Metten ist sie neben meinem Bött gekniet, worauf ich sie ganz herzlich angerödt mit diesen Worten: „Ein jeder guter Geist lobt Gott seinen Herrn, sag an, was ist dein Begehren!“ Hab aber kein Antwort erhalten. Alsdann hab ich ihr besolchen aufzustehen mit diesen Worten: „Stehn sie auf, stehn sie auf!“ Und da sie aufgestanden, hat sie sich wiederum auf den Sessel gesözt. Darauf hab ich sie ohne Furcht mit diesen Worten angerödt: „Sag sie, liebe Schwester, kann ihr geholfen werden?“ Auf dieses hat sie das Haupt geneigt, als wollte sie Ja sagen und ich hab weiter gefragt: „So sag sie dann an, was ihr Begehren ist!“ Da hat sie angefangen zu röden: „Mein Begehren ist, daß ihr Wohlthürden vor dem Beichtvater und Fr. M. Priorin sich demütigen und um das Mittagmahl für eine arme Klosterfrau bitten; über die Portion soll Fr. M. Priorin den Tischregen sprechen und alsdann selbe einem Armen mitteilen; so sollen auch ihre Wohlthürden von dem Pater Beichtvater über die erste Speis und Essens Trunk die Benediction begehren und dies zu Mittag allein.“ Sie hat auch noch andere Werke begehrt, so aber zu offbaren nicht vornöten. Alsdann ist sie verschwunden und ich voller Trost mit Freuden hab das verlangte eins nach dem andern vollzogen. Ein Stuch zwar ist mich hart ankommen, doch hab ich es auch ohne Scheu verrichtet.

Der 19. August, da alles Verlangtes getan war, habe ich zu nachts, weillen ehender mir nicht die Zeit genommen, das gewöhnliche Officium Defunctorum vor ihr gebetet und beiläufig um ein Viertel nach zehn Uhr dasselbige vollendet — Da sie dann gähling in vollkommener Gestalt, als wäre sie lebendig, jedoch viel schöner als zuvor bei mir gestanden und sich bedankt mit diesen Worten: „Gott sei Dank, diesen Augenblick bin ich erlöst von peinlichen Flammen des Fegfeuers — Gott wird solche Guttätigkeit ihnen belohnen. Mößen andern seind sonderbar 2 Ursachen, warum sie mir haben helfen können. Die erste ist, weillen sie täglich in dem hl. Messopfer ein Memento zu machen pflegen für alle alhier im Kloster zu Lienz verstorbenen Ordensfrauen, die andern, weillen sie täglich das Totenoffizium beten. Die meiste Ursache, warum ich im Fegfeuer schwere Pein gelitten, ware, dieweill ich allzu eigensinnig gewöfen und dadurch meiner Obrigkeit Verdruß gemacht; hab auch müssen büßen, daß ich oft unnöthwendiger Weis Briefe und Zettel geschrieben, welches angedeutet, daß ich die erste Nacht bei dem Tisch geschrieben. Hab auch leiden müssen, daß ich oft außer dem Tisch ohne Erlaubnis gegessen und getrunken, das Tischgebet verabsäumt, auch kein und andern Speis, so ich mir aufbehalten, hab derben lassen, auch Wein verschüttet, so alles den Armen hätt können nutzen.“ Nachdem sie dies und anderes gerödt ist sie mit Reizung ihres Hauptes verschwunden. Ich aber alsdann voller Trostes nach verrichtem Nachtgebet mich ins Bött gelegt u. die ganze Nacht süß geschlafen. Anno Domini 1477.“

Das Helenenkirchl.

Nach alter Pflanzensucht zieht am Ostersamstag mancher Städter hinauf zum Helenenkirchl zur Auserhebung. Nach dem langen Stubenhocken, zu dem uns der Winter verurteilt, ist es eine herzerquickende, erfrischend-mittut, der noch Gemüt hat und Freude und Sinn am landschaftlich Schönen der Heimat. Und fitrwaahr! Gerade um diese Zeit weht der Frühling über die sonnigen Halben des Thurnerberges sein frisches Grün, blühen in Waldesschatten die Anemonen und leuchten an feuchten Ackerstellen die weinroten Dolben des Verchensporn. Wie ein frischer Junge in tollen Sätzen hüpfst uns der Schleinitzbach entgegen und in sein rauschen klappern lustig im Takt die Mühlen, die überall hinauf am Wege stehen und gar freundlich ins Tal herunterschauen. Hinter der Säge in der Pappennigen übersehen wir das schäumende Wasser und nun geht es über eine von Fichten umstandene Bergmaße empor. Immer jerner bleibt das Losen des Baches, verstummen die Stimmen des Tales, wohliger Bergfrische umgibt uns und ein frischer belebender Hauch vom Walde, in den wir jetzt eintreten, umschleiert kühlend die heiße Stirn. Doch nicht lange schreiten wir in seinem tiefen Schattent, schon blitzen grolle Lichter vom Osten herein und auf einmal befinden wir uns draußen auf dem sonnenbeglänzten Plan, wo das schmucke Kirchllein steht und neben ihm wie ein treuer Wächter die vielhundertjährige mächtige Linde, die verwittert, aber noch immer widerhart, deutsche Kraft und Beständigkeit verkündet. Soeben klingt vom Turm das erste helle Läuten; es ist also noch Zeit zu kurzer Rast, die wir mit einem „Luginsland“ verbinden wollen. Ein saft grüner Teppich von Wiesen und Aekern zieht von den Hängen des Schleinitzberges hinunter zum Städtchen, das in der Sonne glitzert und flumert wie ein großes Schloß aus Bergkristall. Und weiter hinaus ins Land überall Grünen und Weiden und jugendfrische leuchtende Frühlingsfreude. Dunkel und freit erheben sich im Süden die bewaldeten Gebirgsklöcke und darüber starren, ein gewaltiges Heer in breiter Front, die Dolomiten in blendendem Glanz und bewußter Kühnheit zum blauen Himmel empor. Ein entzückendes, überwältigendes Bild, das die Seele mit Freude und Heimatstolz erfüllt! Und wie jetzt die beiden hellen Glockenstimmen feierlich hinaus in die sonnige Weite klingen und die frohe Osterbotschaft verkünden und durch den Wald mächtiges Rauschen und Singen geht, muß da das Herz nicht in wonnige Andacht versinken und, losgelöst auf einmal von allem Irdischen sich emporgehoben fühlen zur Nähe des großen, gütigen Weltenschöpfers!

Die Auserhebung im Helenenkirchl wird seit irdemlichen Zeiten gefeiert. Das Bauernvolk bestimmt aus sich selbst den Vorbeter und Zeremonienmeister. Letzterer trägt die hübsche Barockfigur des Auserstandenen dreimal langsam um den Altar und stellt dann dieselbe auf die verlassene Grabstätte, von wo vorerst der ruhende Christus ebenfalls vor den Augen der Kirchgänger entsemt wurde, — eine vollständige Darstellungsweise, die gerade durch ihre Einfachheit und offene Natürlichkeit auf den Beschauer ergreifend wirkt. Es wäre nur zu wünschen, wenn jenes schlichte, aber innige Auserhebungslieb, das in früheren Jahren immer gesungen und viel zur religiösen Stimmung beitrug, wieder eingeführt würde. Ein alter Brauch wird an diesem Tage droben am Kirchllein gepflogen. Jeder Kirchgänger erhält beim Verlassen des Gotteshauses einen Laib Brot, der Holz dann heimgetragen wird und besonders gut mündet. Das Korn stellt die Gemeinde Thurn bet, das Mahlen und Ausbacken übernimmt jedes Jahr ein anderer Bauer der Gemeinde. Ueber die Entstehung des Kirchlleins ist urkundlich nicht wenig bekannt. Zuerst wird derselben unter der Regierung des Grafen Albert 3. von Görz (gestorben 1327) Erwähnung gemacht, wo in einer frommen Stiftung neben anderen Kirchen auch St. Helena auf dem Berge bebacht wurde. Ein im Presbyterium

eingelassener Stein trägt freilich neben dem Wappen derer von Graben folgende Inschrift:

A. D. MCCCCXXXII.

Auch Unterforcher läßt das Kirchllein erst 1535 erbaut worden sein. Dasselbe ist im gotischen Stil ausgeführt und trägt an seinen Wölbungen ein ziemlich reich verzweigtes Rippennetz. Das schlanke gefällige Türmchen in seiner heutigen Gestalt ist jüngeren Datums (1784). Verhältnismäßig groß muß der Andrang der Wallfahrer gewesen sein, die jedes Jahr an besonderen Gedenktagen aus dem Tal heraufzogen, so daß die Kirche bald zu klein und eine Vergrößerung notwendig erschien. So entstand 1666 aus festen Balken gezimmert, die weite, geräumige Vorhalle, die recht geschmackvoll der Umgebung angepaßt ist und wie geschaffen, das dumpfe Beien der Andächtigen mit dem Rauschen der Wälder und dem hellen, jauchzenden Vogel-singen zu einem harmonischen Klang zu verbinden.

So dürftig die bis jetzt erschlossene Aufzeichnungen über St. Helena sind, umso reicher ist der Sagenschatz, der auch an dieser Stelle unter der lebhaften Phantasie eines gesunden Volkes entsprossen ist. Nicht immer herrscht hier der träumende, lächelnde Frieden der Natur, oft ziehen an schwülen Hochsommertagen dumpfe Donner grollend und unheilverkündend über die finstere Schleinitz, unheimlich brausen die Ströme vom Himmel und durch die Gewitternacht fährt zündend der Blitzstrahl da und dort in die dunklen Wälder. Da schaut der Talbewohner bang und sorgenvoll den dräuenden Berg hinauf, von dem schon oft verheerende Wurzbrüche herniederbrachen, das Land verwüsteten und den Menschen zum Bettler machten. Die deltaförmige Auflagerung von Oberdrum, die jetzt von blühenden Wiesen und fruchtbaren Aekern überkleidet ist, ist sicherlich auf ein solches Elementarereignis zurückzuführen. Bei einem solchen Bergsturz sollen einst die Bewohner von Sienz und Umgebung hinauf in den Wald geflüchtet sein und dort als Dank für ihr gerettetes Leben das Kirchllein erbaut haben.

Eine andere Sage ist in Oberlienz geläufig. Man wollte dort einst eine Kapelle errichten und begann schon mit den Vorbereitungen durch Herbeischaffung von Bauholz; aber am nächsten Morgen war dasselbe verschwunden und lag am Plage, wo jetzt St. Helena steht. Dies wiederholt sich drei Tage hintereinander, sodaß man darin eine Weisung Gottes sah, das Kirchllein droben aufzuführen — eine Legende, die auch an anderen Orten häufig vorkommt.

Nach Heyl ist es ein hüßender Ritter, der als Sühne für seinen Mord an einem alten armen Weiblein das Kirchllein stiftete. Lassen wir Heyl selbst erzählen:

Ein Burggraf von Sienz versprach seinen Freunden, zum Abendessen von ihm selbst erlegtes Wildbret auf die Tafel zu bringen. Er begab sich also auf die Jagd, bemühte sich jedoch vergeblich etwas aufzutreiben. Da bemerkte er ungefähr auf dem Plage, auf welchem jetzt das Kirchllein steht, eine grasende Ziege, neben der ein munteres Ficklein sprang. Im Vertrauen auf die Kunst seiner Köche schloß er nun die Ziege und war eben daran, dieselbe seinem Knechte zur Beförderung in die Schloßküche zu übergeben, als ein altes Weib aus dem Gebüsch hervorkam und ihm die Grausamkeit, mit der er das Ficklein seiner Mutter, sie und ihr verwaistes Entelkind aber des einzigen Besitzums beraubt habe, vorwarf. Mit den zornigen Worten: Pack dich fort, du alte Hege, oder ich schlag dich nieder! versetzte der Ritter dem Weiblein wirklich einen so starken Schlag, daß es tot zu Boden fiel. Unbestimmt darum verließ er den Schauplatz seines Verbrechens und kehrte in sein Schloß zurück. Tags darauf machte er einen Spazierritt und traf ein bitterlich weinendes kleines Mädchen, das einem Ficklein sein Leid klagte. Auf die Frage des Grafen um die Ursache seiner Tränen erzählte ihm das Kind, daß seine Großmutter gestern mit einer Ziege und diesem Ficklein in den Wald gegangen sei. Da sie nicht mehr zurückgekommen, hätten die Leute sie gesucht und tot gefunden, die Ziege

hätte man aber nirgends entdeckt. In der Absicht, seine Schuld zu sühnen, nahm der Graf das Mädchen mit auf sein Schloß, ließ es dort sorgfältig erziehen und machte es, nachdem es zur blühenden Jungfrau herangewachsen war, zu seiner Frau. Inbes nagte der Wurm des bösen Gewissens noch immerfort an seinem Herzen und verursachte ihm viel trübe Stunden. In einer Nacht hörte ihm seine Gemahlin im Schlafe folgende Worte sprechen: „Pack dich fort, du alte Hege, oder ich schlag dich nieder! Was verfolgst du mich noch immer? Habe ich nicht genug getan, daß ich deine Entlein mit Wohlthaten überhäufte und sogar zur hochgeehrten Schloßfrau machte?“ Unheimliche Ahnungen schlugen ob des Gehörten in der Seele der Burgfrau auf und nahmen ihr den ganzen Frost ein, sie schwieg aber. Nicht lange darauf wurde sie von einem sterbenskranken Diener um einen Besuch gebeten, und dieser erzählte ihr als einziger Zeuge das Verbrechen des Burggrafen. Da verschwand die Gräfin vom Schloße und alle Nachforschungen, ihren Aufenthalt zu entdecken, blieben ohne Erfolg. Der Schloßherr suchte jetzt nur noch in Jagden und Gelagen seine nun verdoppelten Gewissensbisse zu erstickten. Einmal fiel er an der Stelle, wo er das Weib erschlagen, vom Rosse, blieb liegen und kam nicht mehr weiter. Es war schon Abend und sehr kalt. Vergebens suchte sein Gefolge den verlorenen Herrn, vergebens bemühte sich dieser, durch Rufen seinen Aufenthalt kund zu tun. So mußte er nun eine ganze lange Nacht auf der Stätte seines Verbrechens in eigener Todesgefahr daliegen und hatte Zeit genug, über seine Vergangenheit und Zukunft nachzudenken. Die Frucht davon war das Gebüsch, an dieser Stelle ein Kirchllein zu erbauen und einen Kaplan zu stiften, der in demselben die heilige Messe lese, falls Gott ihn noch lebendig nach Hause kommen lasse. Am nächsten Morgen gelang es wirklich den suchenden Knechten, ihren Herrn zu finden. Sie trugen ihn heim und Gott schenkte ihm noch die Zeit zur Erfüllung seines Gelübdes.

*) Ein im Jahre 1879 entstandener Akt spricht von einer „Erneuerung alter Verhältnisse der Gemeinde Thurn für Welt ewige Zeiten“, um von Gott die Abwendung aller Wassergefahr zu erbitten und bestimmt unter Punkt 2 folgendes: „Am Tage der Wettermesse in St. Helena müssen alle Bewohner der Gemeinde, welche nicht durchaus notwendig zuhause sein müssen, in der Thurner Kirche sich versammeln und von dort projekionsweise nach St. Helena ziehen.“

Heimatblätter.

Tief unten in der Menschenseele liegt ein kostbar Büchlein geborgen. Das bildet von selber in sich ab, was über Tag und Nacht durch seines Besitzers Sinne, Geist und Herz gezogen. Dann kommt die Zeit, die große Baumeisterin und Zerstörerin, und wischt und wischt über die buntemalten Seiten. Und was nur in flüchtigen Strichen und leichten Farben eingetragen war, verbleicht und zergerietet unter ihren kühlen Fingern, um Neuem Raum zu geben. Und davon kommt es, daß, wenn das Büchlein seinem Besitzer in stiller Stunde zu Händen ist, er drinnen meist nur das findet, was irgendwam und irgendwo ihm Lieb oder Leid gewesen.

Das Büchlein heißt Erinnerung. Wo's einer ausblättert, nachdem er alle Türen hinter sich geschlossen, da zeigt's ihm all sein Vergangenes, Licht und trüb, Leid, Lust und Luft. Ganz vorne im Büchlein ist mit strahlenden Farben gemalt, das sind die Heimatblätter. Und fast allen gehören die Heimatblätter zum köstlichsten und kostbarsten in ihrem seelischen Bilderbuche.

„Östirroler Heimatblätter!“ Auch sie wollen ein Bilderbuch sein; Blätter, gefüllt mit Heimatbildern, nicht für eines, nein für alle Kinder dieser Heimat. Sie wollen treu in sich abbildern all dieser Heimat Vergangenes und Gegenwärtiges, Licht und trüb, Lust, Luft und Leid. Sie wollen mit strahlenden Farben malen, wo's angeht, so, wie Heimatbilder gemalt gehören, daß sie ein köstliches und kostbares werden sollen, die diese Heimat Lieb haben. G. O.